

Belletristische Beilage

zum sächsischen Erzähler.

Zur gemeinnützigen Unterhaltung für alle Stände.

(Wird jeder Sonnabends-Nummer ohne Preiserhöhung des Hauptblattes beigegeben.)

Frühlingssehnen.

Von Hermine von Hillern.

Süßer linder Frühlingsathem,
Weh'st du neu durch Wald und Feld,
Bringst du wonnig reges Leben
In die frosterstarrte Welt?

Sehnen treibt das junge Leben
Aus der Erde dunklem Schooß,
Sehnen nach dem Schein der Sonne
Ringt es aus der Hülle los.

Sehnen füllt der Nachtigallen
Busen an mit süßem Klang,
Und sie strömen heiße Klage
Aus in holdem Liebesfang.

Durch das junge Grün der Zweige
Schimmert hell der Sonne Strahl!
Ihrem Liebesblick entspringen
Bunte Blumen ohne Zahl.

Sehnend streift die junge Blüthe
Sich vom Haupt der Knospe Grün,
Um am Lichte zu erstarren
Und im Lichte zu verblühen.

Sehnend wacht die Menschenseele
Auf aus dumpfem Wintertraum;
Lenzesonne scheucht ihr Grämen
Und sie giebt der Liebe Raum.

Und sie sieht, von Duft umflossen,
Frei im Licht die Blumen blühen,
Sieht im milden Strahl der Sonne
Schöner ihre Farben glühen.

Und die Nachtigall verstummet,
Denn Erfüllung lacht ihr mild:
Frag' den Venz, o Menschenseele,
Ob dein Sehnen wird gestillt.

Wogen des Lebens.

Berliner Roman von A. v. Gelsenkirchen.

(Fortsetzung.)

Dreizehntes Kapitel.

Die Strafe des Sünders.

Heinrich Bergen hatte sofort seine Nachforschungen in Bezug auf seine Koufine begonnen, sich aber vorläufig auf Fragen und Aushorchen beschränkt, damit brachte er jedoch wenig genug in Erfahrung. Regina Bergen lebte wie eine Fremde in Berlin. Bekannte hatten einst viel von ihr gesprochen, ihre Absonderlichkeiten hergezählt, ihren Verkehr kritisiert, so daß endlich nichts mehr zu sprechen übrig geblieben war und zuletzt kümmerte man sich nicht mehr um sie.

Er konnte somit auch wenig mehr in Erfahrung bringen, als er selbst bereits wußte. Oswald Willberg ging im Hause des Fräulein aus und ein, aber — was wollte das sagen? Er stand seit Jahren mit Regina in Verkehr. So blieb Heinrich Bergen nichts übrig, als sich nach H. zu wenden und zu versuchen, den Küster von H. zu seinem Vertrauten zu machen, ehe er sich an den Pastor selbst wandte und dadurch diesen auf Etwas aufmerksam machte, was besser als ein Geheimniß, von ihm selbst verwahrt blieb.

Aber auch bei dem Küster von H. konnte er keinen Erfolg verzeichnen, obgleich er demselben eine ansehnliche Geldsumme geboten. Der Mann war verschwiegen.

Im Hause Bergen's aber saß Rudolph Heiner und

wartete ungeduldig auf den Erfolg der Nachforschungen. Wie leicht konnte er dabei Entdeckungen machen, die seinem Gastfreund nicht paßten. Dabei zeigte er sich argwöhnisch und ließ nicht nach, Heinrich Bergen anzuspornen und zu reizen.

Auch Anderes ängstigte Bergen. Er hatte das Gefühl, als stände er auf einem Vulkan und der Boden wanke unter seinen Füßen. Wiederholt sah Bergen ein Gesicht neben sich auftauchen, das höchst fatale Erinnerungen in ihm wachrief, ohne daß er sagen konnte, die Person sei gerade diejenige, welche er am meisten in der Welt fürchtete. Das konnte nicht sein. Der, den er meinte, war lange Jahre todt. Mit eigenen Augen hatte er den Knaben in den hochgehenden Wogen der Nordsee verschwinden sehen, die großen, blauen Augen, hatten ihn noch einmal angeschaut und sich dann für immer geschlossen.

Und doch — der Mann, welcher ihn unablässig zu verfolgen schien, hatte eine auffallende Ähnlichkeit mit dem verstorbenen Vater Regina Bergen's auch mit dieser selbst. Doch hinweg mit den Bildern, die ihn unablässig quälten und doch nur ein Gebilde seiner überreizten Phantasie sein konnten, hervorgerufen durch die Aufregung, in welcher er sich seit langer Zeit befand. Rudolph Heiner hatte Recht, eine Umkehr gab es für ihn nicht, er mußte vorwärts blicken. Noch eine kurze Zeit der Unruhe — und Alles würde ein gutes Ende nehmen.

In der Stunde, wo er die Beweise von Regina Bergen's zweiter Ehe empfangen und Rudolph Heiner

den Weg gegangen sein würde, von wo es keine Wiederkehr gab, würde er mit der Vergangenheit für immer gebrochen haben und ein neues Leben beginnen.

Ein neues Leben! Und wenn ihm der Gedanke an ein neues Leben kam, dann sah er im Geist auch Marias liebliches Bild vor sich und von Neuem loderte die Leidenschaft in ihm auf. Noch hatte er keinen Augenblick den Gedanken aufgegeben, daß er sie eines Tages gewinnen werde.

Rudolph Heiner lebte inzwischen als Verwandter Bergens in dessen Hause; er geberdete sich, als sei er der Herr, und die Dienerschaft war geneigt, ihn für sehr reich zu halten — ihr Herr würde sonst dem schlichten Manne schwerlich so viel Ehre erwiesen haben. Rudolph lebte aber nicht etwa still und zurückgezogen, die Doffentlichkeit fürchtend, sondern Bergen mußte sich mehr als ihm lieb war, seine Begleitung gefallen lassen. Rudolph, kühner geworden, versuchte auch allein Nachforschungen anzustellen, da er aber sehr vorsichtig sein mußte, erreichte er noch weniger etwas als sein Bundesgenosse. Höchstens erfuhr er Einiges über Reginas stille, freudlose Lebensweise.

Das reizte ihn. Er hatte sich gefreut, sie in einem Strudel von Vergnügungen zu treffen, mit um so größerer Wollust hätte er sie in's bitterste Elend hinabgeschleudert. Bisweilen fühlte er eine Regung des Mitleids, die ihn selbst zornig machte, es sollte ihm Freude bereiten, ihr Leben vollends zu brechen und er machte die Entdeckung, daß er noch immer menschliches Gefühl hatte!

Eines Tages, als er durch die Straßen der Stadt schlenderte, ohne Zweck und Ziel, nur um die Zeit zu tödten, bemerkte er, aufschauend, an einem Fenster ein Mädchenantlitz, dessen Anblick ihn so sehr erschreckte, daß es ihm zunächst unmöglich war, nur einen Schritt vorwärts zu thun. Er stand wie angewurzelt, unablässig auf die Stelle starrend, von welcher das Gesicht nun verschwunden war.

Erst als er sich von anderer Seite beobachtet sah, kam er wieder zum Bewußtsein. Er taumelte förmlich vorwärts. Die Füße wollten ihn nicht tragen, das Bewußtsein schwand ihm vorübergehend und nur, indem er sich gegen eine Mauer lehnte, wurde er seiner grenzenlosen Schwäche Herr.

Und doch war er keines klaren Gedanken fähig. Im Geist sah er nur das liebe Mädchenantlitz vor sich, diese feinen Züge, die schöne gewölbte Stirn von wellenförmig gescheiteltem blonden Haar umrahmt.

„Die Züge der Mutter! kam es endlich fast wider Willen über seine Lippen. Ja — die Züge der Mutter!

Er trat den Heimweg an, seine Kniee wankten und er kam nur langsam vorwärts. Erst als ihn einige Menschen verwundert und neugierig angeschaut hatten, gelang es ihm, seiner Schwäche Herr zu werden und seine Fassung zurückzugewinnen.

Am Abend desselben Tages — schritt er ruhelos in dem Gemache auf und nieder, während Bergen ihm starr vor Staunen und Ueberraschung zuschaute.

„Und Sie wissen das Alles gewiß? Maria ist ein Findelkind? Sie ist 17 Jahre alt?“ fragte Heiner endlich stehen bleibend.

„Fragen Sie doch jeden Menschen — es weiß ein Jeder“ — lautete die Antwort.

Und wieder begann Rudolph eine rastlose Wanderung. Leise gemurmelte Worte entschlüpfen seinen Lippen; er schien die Gegenwart Bergens vergessen zu haben.

„Ich muß morgen mit dem Frühesten fort,“ sagte er dann tief aufathmend. „Etwa acht Tage werde ich fern bleiben und inzwischen bitte ich Sie die Angelegenheit wegen Regina und Willberg etwas eifriger zu treiben. Es muß sein und ich bin nicht gesonnen, mich noch länger am Karrenseil herumzuführen zu lassen.“

Früh am folgenden Morgen verließ Rudolph Heiner in Heinrich Bergens Wagen die Stadt in nördlicher Richtung. Von der nächsten Bahnstation sandte er den Wagen zurück, um sich ein anderes Fuhrwerk zu nehmen. Während der Dauer der Fahrt war er wie im Traum. Er sah auch angegriffen aus, aber er fühlte sich stärker und kräftiger als je zuvor, keine Spur von Anstrengung oder Uebermüdung.

In Emden angelangt bestellte er sich sofort ein Fuhrwerk nach Norden, weil der letzte Zug bereits abgegangen war. Gegen neun Uhr sah er die Thürme der Stadt herüberschimmern und eine Viertelstunde später hielt der Wagen vor einem kleinen Hause, das seitwärts von der Landstraße mitten im Felde gelegen war.

Das Haus war vor einem Duzend Jahren vielleicht wohnlich und behaglich für einigermaßen wohlhabende Leute gewesen. Nun machte es einen äußerst elenden Eindruck und der helle, lichte Sonnenschein, der sonst die Welt verschönt, schien hier gerade das Gegentheil zu bewirken und den Verfall um so greller hervortreten zu lassen. Der Garten, nur noch theilweise mit Lattenwerk eingefriedigt, befand sich in einem Zustand, der darauf hinwies, daß hier seit Jahren nicht mehr Hand angelegt worden, Ordnung zu schaffen. Rosenschößlinge, Schlinggewächse und Unkraut hatten sich zu einem Dickicht vereinigt, so daß selbst die halb-nackten, barfüßigen Kinder, die vor dem Hause auf einem Sandhaufen lagen, keine Stelle mehr fanden, wo sie sich auf dem Rasen hätten ausstrecken können.

Das Mauerwerk des Hauses zeigte klaffende Risse, die Fenster waren zum großen Theil zertrümmert, einige davon mit Papier überklebt und die Thür hing nur noch lose in den Angeln. Auf der Schwelle sah ein Weib, die Mutter der zerlumpten Kinderschaar, mit ungekämmtem Haar und ungewaschenem Gesicht und nur mit einigen Lumpen bekleidet. Ihre Hände ruhten in tragem Nichtsthun im Schooße — bei dieser Bettelarmuth wäre vielleicht auch ein Entschluß zur Arbeit nicht mehr von Nutzen gewesen.

Selbst als die Kutsche auf dem Wege einbog, der zu ihrem Hause führte, gab sie durch keine Miene oder Bewegung zu erkennen, daß sie sich um dieses gewiß seltene Ereigniß kümmere. Nur die Kinder liefen herbei, mit kläglichem Gebärde die Hand ausstreckend, um eine Gabe von dem Herrn zu erhalten.

Dieser beachtete das nicht, sondern verließ den Wagen und ging geradewegs auf die Frau zu, welche nun doch den müden, halberloschenen Blick erhob. Rudolph Heiner blickte das Weib forschend an, dann schüttelte er den Kopf.

fra
lan
den
Sie
mit
Sa
ich
Bö
Wi
Zur
doch
etw
Rei
weh
sehr
Alle
den
nich
um
änd
Abe
rath
„Si
verg
und
Bra
erim
so i
nich
Dad
aber
Sch
und
zusar
kann
Kind
Lüge
stärk
auf
währ
Kind
befen

„Wohnt Anna Müller nicht mehr in diesem Hause?“ fragte er mißmuthig, denn er machte sich nun auf ein langes, vergebliches Suchen gefaßt.

Die Frau gab nicht gleich eine Antwort, aber in dem halberloschenen Blick flackerte es auf. „Was geht Sie Anna Müller an?“ fragte sie, während die Kinder mit halboffenem Munde daneben standen.

„Was sie mich angeht, Weib? Ist das Deine Sache? Gib Rede und Antwort! Einen Thaler geb' ich Dir, wenn Du es thust und mich nicht lange aufhältst.“

Er langte in seine Tasche und zog eine gefüllte Börse hervor. Dieser Anblick übte eine mächtige Wirkung auf das Weib aus, dessen Augen gierig funkelten.

„Ich bin Anna Müller,“ stammelte die schwere Zunge. Rudolph Heiner starrte sie ungläubig an und doch — wie sie jetzt vor ihm stand — erinnerte ihn etwas an das junge, blühende Weib, das vor einer Reihe von Jahren im Bergen'schen Hause Magd gewesen und sich dieses Haus mit Garten und ein ansehnliches Stück Land gekauft hatte. Damals war Alles in vortrefflichem Zustand gewesen und man hatte den Mann, dem die hübsche Anna die Hand gereicht, nicht wenig beneidet.

„Unmöglich — Du kannst nicht Anna Müller sein!“ Einen Augenblick zuckte es wie bittere Wehmuth um den Mund des Weibes.

„Meinen Sie nicht, Herr? Sie finden mich verändert? Nun ja — die Zeit hat es mit sich gebracht. Aber Anna Müller bin ich.“

„Die ehemalige Magd bei Bergen?“

„Dieselbe.“

„Und wie kommt es, daß Du in dieses Elend gerathen bist?“

Das Weib warf ihm einen finsternen Blick zu. „Sie sind neugierig. Fragen Sie mich nicht nach vergangenen Dingen — ich weiß nichts von ihnen und ich will nichts von ihnen wissen. Ich trinke Brantwein, um zu vergessen.“

„Und dennoch muß ich Dich an die Vergangenheit erinnern. Wenn Du mir ordentlich Auskunft giebst, so ist diese Hand voll Thaler Dein. Kennst Du mich nicht? Wir Beide haben doch lange Zeit unter einem Dache gewohnt.“

Das Weib blickte ihn aufmerksam an, schüttelte aber endlich den Kopf.

„Und doch war ich eines Abends hier bei Dir. Ich wollte ein Kind sehen, das man in Deine Pflege und Obhut gegeben.“

Bei der Erwähnung des Kindes fuhr die Frau zusammen und ihre Lippen färbten sich bläulich.

„Fragen Sie nicht — fragen Sie nicht — ich kann Ihnen keine Antwort geben. Ich weiß von keinem Kinde.“

„Du weißt von keinem Kinde, Anna? Keine Lüge, Weib, oder Du bist verloren.“

Er sah sie mit einem Blicke an, der fast noch eine stärkere Wirkung ausübte, als seine Worte. Sie sank auf die Knie nieder und hob die Hände flehend empor, während die Kinder sie heulend umdrängten.

„Gnade, Erbarmen, Herr!“ stammelte sie. „Das Kind ist todt — gestorben! O, o — ich will Alles bekennen.“

„Ja — ja — bekenne! Das Kind ist nicht todt — es lebt!“ rief Rudolph Heiner triumphirend. „Hüte Dich, eine Lüge auszusprechen — nur die Wahrheit kann Dich retten. Auf welche Weise ist das Kind von Dir fortgekommen? Alles soll Dir vergeben sein, wenn Du mich nur nicht mehr belügst.“

„Ich habe es fortgeschafft“, kam es leise von ihren Lippen.

„Wohin?“

„Nach B . . . —“

„Ah! Nun warte — laß mich Dir den Hergang dieser Sache weiter erzählen. Du hast das Kind in der Sylvesternacht einem reichen B . . . Bürger in der J . . . straße vor die Thüre gelegt und dieser hat es dann als das seine erzogen. Sprich, war es nicht so?“

„Ich weiß nicht — ich weiß nicht — ich habe nicht wieder von dem Kinde gehört“, murmelte das Weib.

„Und warum hast Du das kleine Geschöpf fortgetragen?“

Das Gesicht der Unglücklichen nahm einen Ausdruck wilder Verzweiflung an und sie stöhnte aus tiefster Brust auf. Mit einem Male stand Alles wieder klar vor ihrer Seele, was sie erlitten und erduldet um dieses Kindes willen.

„Weil mein Mann es wollte“, kam es in schneidendem Hohn von ihren Lippen. „Oh, oh! Nun kann ich nichts mehr sagen. Nur sechs Wochen habe ich das elende Ding im Hause gehabt, und diese sechs Wochen haben mich zu dem gemacht, was ich geworden bin. Mein Mann ein Trunkenbold, meine Kinder Bettler und ich — oh ich bin das elendeste Weib auf der weiten Welt.“

Er schüttelte ungeduldig den Kopf, er war ja nicht gekommen, die Klagen dieses Weibes anzuhören.

„Und was sagte Fräulein Bergen?“

„Ich habe nie mehr mit ihr gesprochen; ich glaubte, auch sie sei gestorben, und als die Dienerin kam, nach dem Kinde zu fragen, sagte ich, es sei todt.“

„Und man hat keine weiteren Nachforschungen nach dem Kinde angestellt?“ fragte Rudolph Heiner mit finster zusammengezogenen Brauen. „Man verließ sich auf Deine Aussage, ohne sich weiter um das unglückselige Geschöpf zu kümmern?“

„Ja, ich glaube, Amalie freute sich seines Todes.“

„Weiß Jemand, daß Du das Kind nach B . . . gebracht?“

„Niemand.“

„Willst Du Deine Aussage vor Gericht wiederholen? Kannst Du Beweise dafür beibringen?“

„Herr — Sie werden ein armes Weib nicht noch tiefer in's Elend stürzen?“ bat Anna Müller mit bebender Stimme.

„Im Gegentheil! Wenn Du die unumwundene Wahrheit gesprochen, so soll es Dein Schade nicht sein. Ich gebe Dir mein Wort, ich will für Dich und die Kinder sorgen. Hast Du noch irgend etwas von Gegenständen, die dem Kinde gehörten?“

„Nichts, Herr — kein Stück.“

„Aber es giebt Menschen, die wissen, daß das Kind bei Dir gewesen ist?“

„O, sie wissen's Alle und das gerade ist mein Unglück geworden.“

„Es giebt Zeugen dafür, daß Du in jener Zeit in B . . warst?“

„Ja — auch das.“

„Komm, gib mir über Alles umfangreiche Auskunft.“

Sie trat mit ihrem Besuch in das schmutzige, verfallene Haus. Rudolph Heiner blieb über eine Stunde bei ihr, dann trat er wieder aus der Thür und bestieg seinen Wagen. Sein Antlitz war bleich und tief ernst — es hatte in diesem Augenblick völlig den Ausdruck von Wildheit verloren, der sich sonst in demselben ausdrückte.

„Lebe wohl — Du wirst von mir hören!“

Es waren seine letzten Worte und dann rollte das Gefährt wieder davon.

Anna Müller starrte auf das Geld, die Kinder drängten sich an sie heran.

„Mutter — Thaler!“ schrien sie.

Hastig stieß sie die Kinder zur Seite und verschwand abermals im Innern des Hauses. Ein wildes Lachen kam von ihren Lippen, als sie das Geld in eine Ecke warf, ein Häuflein Lumpen darüber deckte und dann einen Schemel darauf stellte. Nun konnte sie Branntwein kaufen und Vergessenheit trinken.

Inzwischen kehrte Rudolph Heiner auf dem kürzesten Wege nach Berlin zurück, von den widerstreitendsten Gefühlen bewegt. Alle Wildheit seines Charakters schien plötzlich abgestreift und weiche, ihm lange fremdgebliebene Gefühle bestürmten ihn. Vor seinem inneren Auge tauchte ein wunderliebliches Mädchenantlitz auf, welches die Züge der Mutter trug. Rudolph fühlte leise Schauer seine Gestalt durchrieseln und schloß unwillkürlich die Augen. Das liebe Mädchen war sein Kind. Wenn er ihm hätte gegenüber treten können, frei von Schuld.

Ihn fröstelte. Die Nacht war dunkel und kalt. Die weite Reise hatte ihn doch mehr angegriffen, als er sich selbst gestehen wollte. Er hatte ein seltsames, ihm sonst fremdes Bedürfnis nach Schlaf und Ruhe, aber er wußte nicht, daß sein Gewissen es geweckt, daß er schlafen wollte, um zu vergessen.

So kam er heim, müde und erschöpft, aber für Heinrich Bergen viel zu früh, denn dieser war noch immer nicht weiter, es waltete kein Glück über seinen Bemühungen. Ohne ihm Rede zu stehen, zog Rudolph sich in sein Zimmer zurück.

Was war's nur, daß ihn so quälte und so beunruhigte? Seit undenklicher Zeit hatte er sich nicht in einer der gegenwärtigen, ähnlichen Stimmung gefühlt. War er denn ein Kind? Ein Schwächling? Er mußte seine Thorheit belachen und doch sah er immer wieder das liebe Mädchenantlitz vor sich und dabei pochte das Herz wild und stürmisch in seiner Brust.

Riesengroß reckten sich alle seine ungerechten Handlungen zu ihm herüber und er mußte sie wider Willen in ihrer scheußlichen Gestalt schauen. Schauernd würde sein Kind sich von ihm abwenden, wenn es in ihm den Verbrecher erkannte. Das sonnige Lächeln, was ihren feinen Mund umspielte, als er sie zum ersten Male sah, würde für immer verschwinden und einem herben Schmerzenszuge Platz machen. Niemals durfte sie erfahren, daß Rudolph Heiner ihr Vater sei.

Nach einer schlaflosen Nacht begab er sich am folgenden Morgen in das Haus Herbert Schiedts. Als er den Flur betrat, stand er Maria plötzlich gegenüber, die ein fröhliches Liedchen schmetternd, die Treppe hernieder kam.

In letzter Zeit war es sonst in diesem Hause noch stiller geworden. Herr Schiedt ging mit finsterner Miene einher und Maria wurde täglich mit den bittersten Vorwürfen überschüttet, daß sie sich so wenig zuvorkommend gegen Heinrich Bergen zeigte. Frau Specht meinte, ihrem Herrn lägen schwere Dinge auf dem Herzen und darin täuschte sie sich nicht.

Der fremde Mann blickte Maria seltsam an, sie senkte die Augen zu Boden.

„Ist Herr Herbert Schiedt zu sprechen?“ fragte Rudolph und seine Stimme zitterte in tiefster Erregung. So sehr er auch bemüht war sich zu beherrschen, das Blut jagte fiebernd durch seine Adern.

„Nein,“ entgegnete Maria mit ihrer wunderbar melodischen Stimme, gleichfalls ein Erbtheil ihrer schönen Mutter. „Herr Schiedt ist ausgegangen. Aber wenn Sie einen Auftrag für ihn haben und mir denselben anvertrauen wollen —“

Er zürnte sich selber über seine unbegreifliche Schwäche. Er hätte dieses Mädchen, um seiner Mutter willen, hassen mögen und nun sagte er sich, daß er nie etwas Lieblicheres und Anmuthigeres gesehen, als Maria.

„Ist eine Haushälterin im Hause? Dir könnte ich es nicht sagen, Kind!“

„Einen Augenblick, mein Herr, ich werde Frau Specht rufen.“ Sie öffnete eine Thür, ihn mit grazioser Bewegung zum Eintritt auffordernd, worauf sie sich entfernte.

Er strich mit der Hand über die Stirn. War es ein Trugbild oder eine lebendige Gestalt? Ihm erschien Maria wie ein Engel. So schön und anmuthig war ihre Mutter niemals gewesen.

Frau Specht's Eintritt schreckte ihn aus seiner Träumerei auf. Er betrachtete die Frau, die seinem Kinde die Mutter ersetzt hatte, während andere es erbarmungslos von sich stießen, mit seltsamen Blicken. Es lag ein warmer Ausdruck darin.

Frau Hanna hieß den Fremden herzlich willkommen und fragte nach seinem Begehre. Er gab keine Antwort, aber die Frage, welche er dann that, versetzte sie in eine ungeheure Aufregung — er fragte, ob nicht Maria ein Findelkind sei und vor siebzehn Jahren in der Sylvesternacht vor der Thür Herbert Schiedt's gefunden worden sei. Sie blickte den Fremden mißtrauisch an.

„Wer sind Sie?“

„Es thut gewiß nichts zur Sache, Frau Specht. Ich möchte nur wissen, wie das Kind in Ihr Haus gekommen ist, die näheren Umstände. In der Hauptsache ist mir die Angelegenheit ja bekannt.“

Fortsetzung folgt